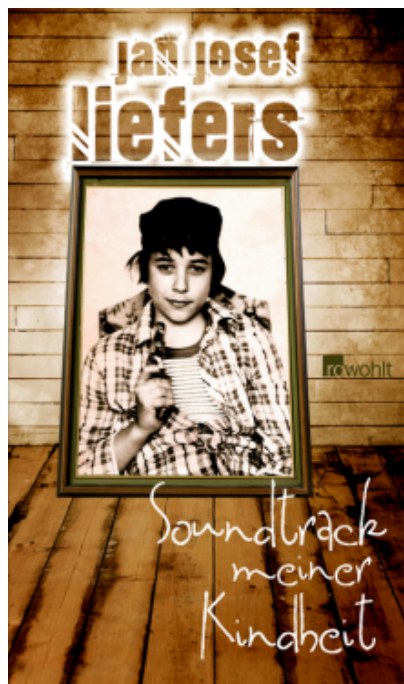


Leseprobe aus:

Jan Josef Liefers

Soundtrack meiner Kindheit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Vorspann

Nach dem Fall der Mauer verbrachte ich viel Zeit in Westberlin. Ich besuchte eine junge Frau, in die ich mich verliebt hatte. Sie stammte aus Ostberlin, war aber schon vor einem Jahr in den Westen gegangen. Jetzt bewohnte sie ein Zimmer in einer WG in Kreuzberg 36. Frida war, wie ich fand, eine begabte Fotografin.

Aber oft bummelte ich auch nur ziellos durch die Straßen und gewöhnte mich an die neue Normalität. Die Währungsunion hatte noch nicht stattgefunden, und die Mark der DDR war genau das, wofür wir sie auch im Osten schon gehalten hatten: Spielgeld – eine reine Binnenwährung, mit der man sonst nirgends etwas anfangen konnte. Die tumultartigen Szenen der ersten Tage vor den Auszahlungsstellen des sogenannten Begrüßungsgeldes fand ich zwar verständlich, waren mir aber irgendwie auch peinlich, und so hatte ich mich noch nirgendwo angestellt, um mir die hundert Westmark abzuholen. Ich war auf Einladungen angewiesen oder auf illegalen Umtausch mit phantastischen Wechselkursen von bis zu zwanzig Ostmark für eine Westmark.

Irgendwann im November geriet ich auf einem meiner Streifzüge in eine große Buchhandlung. Schon immer konnte ich viel Zeit in diesen Läden verträdeln. Auch diesmal fand ich einiges, das mich interessierte, aber nichts, was ich mir hätte leisten können. Ich hatte nur noch Klimpergeld in der Hosentasche, zusammengenommen rund

drei D-Mark. Ungewohnte Münzen, noch schwer zu unterscheiden. Eigentlich wollte ich die in eine Schale Café au lait investieren. Den tranken damals alle, die ich in Westberlin kannte. Probiert hatte ich ihn, als Frida mich mal wieder mit ihrem alten Civic um die Häuser fuhr, um irgendwo ein spätes Frühstück einzunehmen. Mir schmeckte er gut. Schon weil ich Frühstückengehen aus dem Osten nicht kannte, schon gar nicht spätnachmittags. Inzwischen wurde dieses *très français* im *bol* servierte Getränk vom italienischen Caffè Latte im Glas verdrängt – *Mitteding*, wie ihn neulich ein Kioskbetreiber aus Alt-Moabit in Anspielung auf den hippen Berliner Stadtteil Mitte nannte – und ist wie so vieles, das ich sah, von der Bildfläche verschwunden.

In der Buchhandlung gab es hinter einer Säule eine antiquarische Abteilung mit gebrauchten oder beschädigten Büchern zu reduzierten Preisen. Hier stieß ich ziemlich schnell auf einen abgegriffenen, schmalen Band mit dem Titel *In the Country of Last Things*. Wie passend, dachte ich, genau da komm ich gerade her. Ohne zu wissen, worum es in diesem Buch ging, hielt ich es für ein Zeichen. Das *Land der letzten Dinge* sollte fünf Mark kosten.

Ich gebe zu, ich habe es geklaut. Ich bin nicht stolz darauf und entschuldige mich bei dem unbekanntem Buchhändler. Abgesehen davon, dass man sowieso niemanden beklauen soll, trifft das insbesondere auf Leute zu, die mit Büchern handeln. Ich lief ziemlich lange um viele Straßenecken, bis ich sicher war, dass niemand mich mehr verfolgen konnte. Ich hatte kein gutes Gefühl dabei, aber jetzt war es überstanden, verjährt sozusagen, in ein paar Minuten. Mein Ziel war das Schwarze Café in der Kantstraße. Zu Fuß dauerte es etwa eine halbe Stunde, aber was anderes kam aus bekannten Gründen nicht in Frage. Dort

bestellte ich die geplante Schale Milchkaffee und nahm meine Beute in Augenschein. Wie sein Titel war auch das ganze Buch in Englisch verfasst. Das passte nicht so recht zum Namen des Autors, der für mich sehr deutsch klang. Paul Auster. Der Name sagte mir sonst nichts. Ich begann zu lesen, kam aber nur langsam vorwärts. Immer wieder fehlten mir einzelne Vokabeln oder die Bedeutung ganzer Redewendungen, sodass es zunehmend schwierig wurde, Zusammenhänge und deren Sinn zu verstehen. Das ärgerte mich. Vor allem deshalb, weil ich kurz zuvor gemeinsam mit einer promovierten Anglistin und Dramaturgin ein englischsprachiges Theaterstück für den Henschel Verlag ins Deutsche übersetzt hatte und überzeugt war, von ihr eine Menge dazugelernt zu haben. Aber es reichte nicht. Ich beschloss, alles, was ich nicht verstand, später nachzuschlagen, und legte das Buch zur Seite.

Inzwischen kenne ich Paul Auster und auch sein Werk. Wir haben auf einigen Lesereisen gemeinsam aus seinen Romanen gelesen, er auf Englisch, ich auf Deutsch. Bei unserer letzten Begegnung im September 2008 in Berlin erzählte ich ihm von meinem Vorhaben, selbst ein Buch zu schreiben.

Hast du schon was?, fragte er.

Nichts. Nur den Titel.

Er sagte, er habe noch nie auch nur eine Zeile schreiben können, ohne sich vorher über den Titel klar zu sein.

Also, wie soll es heißen?

Soundtrack meiner Kindheit.

Schreib es!

Dann erzählte ich ihm die Geschichte von dem geklauten Buch und fragte, ob er was dagegen habe, wenn ich seine ersten Zeilen als Epigraph verwende. Er sagte, im Gegen-

teil, sehr gerne, er fühle sich geehrt und wünsche mir viel Glück.

Ein Geschenk von ihm also. Ein Talisman vielleicht. Danke dafür, Paul, und die Ehre ist ganz meinerseits.

Fangen wir an.



Porträt, fotografiert von Frida am U-Bahnhof Kottbusser Tor, 1989

Aufblende

Als ich vierzig wurde, schenkte mir mein Vater eine Filmrolle. Sie sah aus, als stammte sie aus einem anderen Jahrhundert, und das stimmte auch. Die Rolle enthielt Fragmente eines Schmalfilms, den er während meiner Kindheit gedreht hatte. Alles Material, was noch verwendbar war, hatte er einigermaßen chronologisch aneinandergereiht. An diesem Tag musste ich zum ersten Mal in meinem Leben schlucken, angesichts der Zeit, die schon vergangen war. Mir wurde klar, dass auch ich aus einem anderen Jahrhundert stammte. Die letzte Generation, die das von sich sagen konnte, badete im Sommer noch in hochgeschlossenen, gestreiften Strampelanzügen und hatte außerdem zwei Weltkriege vor sich.

Ein acht Millimeter breiter und dreiundvierzig Minuten langer Film, gewickelt auf eine Plastikspule. Mein Vater kannte damals bereits die Diagnose, die seine Ärzte ihm gestellt hatten, und er begann behutsam und unauffällig damit, die Landkarte mit dem Gelände zu vergleichen, klar Schiff zu machen, aufzuräumen, herauszukramen, zusammensetzen, weiterzugeben. Er hatte diesen Film selbst gedreht mit seiner russischen Zenit Quarz 8, einem für ihn typischen, wahrscheinlich über seine Verhältnisse gehenden Kompensationskauf kurz nach der Scheidung von meiner Mutter im Jahr 1968. Ich kann mich gut an diese Kamera erinnern, ein beeindruckendes und einschüchtern-

des Ungetüm, das ich kaum halten konnte, so schwer war es. Man musste diese Kamera mit der Hand aufziehen, was gleichermaßen Kraft und Vorsicht verlangte. Es war genau wie bei den Spieluhren meiner Oma zu Weihnachten. Man musste exakt den Punkt spüren, jenseits dessen die Feder überdreht, die Mechanik zerstört, das ganze Ding ruiniert wäre. War die Kamera bis zum Anschlag aufgezogen, ratterte und filmte sie ein Weilchen, wurde bald langsamer, blieb schließlich stehen, und man musste wieder aufziehen. Mein Vater, die Zenit im Anschlag, ein immer ersehnter, aber seltener Gast meiner Kindheit. Jetzt, an meinem vierzigsten Geburtstag und anderthalb Jahre vor seinem Tod, gab er mir diesen Film. Seinen ... unseren Film.

Auch geschnitten hat mein Vater den Film selbst. Er beginnt schwarz-weiß und wird irgendwann farbig. ORWO Color. Der revolutionäre Farbfilm aus Wolfen. Weltniveau natürlich, wie alle Errungenschaften der Deutschen Demokratischen Republik.

Meine Kindheit ist ein Stummfilm. Die Bilder flimmern zappelnd und stolpernd, wie in einem dieser uralten Streifen von 1910. Sähe man nicht die Mode und die Architektur der sechziger und siebziger Jahre, man könnte meinen, jeden Moment käme Henny Porten mit Bela Lugosi um die Ecke. Obwohl die Gründe dafür auf der Hand liegen, irritiert es mich, dass man nichts hört. Als hätte jemand die Tonspur gelöscht, um mich zu prüfen. Allein und ohne Geduld schaue ich mir den Film einmal komplett an. Geräuschlos zeitspringt er durch meine Kindheit und Jugend. Dabei merke ich, dass ich mich an fast alles sehr gut erinnern kann. Ein Familienfilm eben, der kleine Junge wird langsam älter, Oma, Opa, Mama und Papa ebenfalls. Ich kenne die Hauptdarsteller, aber vieles sehe ich zum ersten Mal.

Zum Beispiel, was zum Zeitpunkt der Aufnahmen hinter mir passierte. Was hängt da für eine Fahne? Wer geht da durchs Bild, und was hat er in der Hand? Was ist das für ein Gebäude, da rechts? Und was steht dort auf diesem Schild? Dahinten, in der Unschärfe, kotzt da einer? Ach nein, der spielt Saxophon.

Der Filmemacher und Kolumnist Jörg Kalt, der drei Jahre nach mir geboren wurde und 2007 sein Leben selbst beendete, schrieb mal, es sei mit Filmen wie mit Kaffee. Was wir trinken, ist nur braunes Wasser, den Kaffee schmeißen wir in den Mülleimer. Dieser holprige Film enthält fast ausschließlich Kaffeesatz. Er folgt keiner Dramaturgie, außer einer zeitlichen. Und langsam höre ich etwas. Meinen Vater, der mir während des Films zuruft, was ich machen soll. Die Karussellmusik im Berliner Plänterwald. Die Gloriosa im Glockenturm des Erfurter Doms. Das Rauschen der Springbrunnen auf der Prager Straße in Dresden. Unser motivationsarmes Gemurmel während der Jugendweihe: *Ja, das geloben wir...*

Langsam beginnt er zu klingen, der Soundtrack zum Film meines Vaters, der Soundtrack meiner Kindheit.

Rückblende

Ich wurde im November 1963 eines Nachts unter nicht sonderlich spektakulären Umständen in Dresden gezeugt. Die junge Frau, die meine Mutter werden sollte, war neunzehn Jahre alt, Schauspielschülerin am Studio des Staatstheaters Dresden und hieß, sehr zu ihrem Leidwesen, Brigitte. Sie wohnte noch unter einem Dach mit ihrer Mutter Hildegard und ihrer Großmutter Hedwig. Als Hildegard eine Kur antrat und deshalb verreisen musste, baute Brigitte für ihren Freund Karlheinz, ebenfalls Schauspielschüler am selben Studio und drei Jahre älter als sie, ein Anstandsbett im Wohnzimmer, mit Rücksicht auf mögliche moralische Bedenken seitens der Großmutter, die das Haus hütete. Dieses Anstandsbett blieb in jener Nacht unberührt, und alles, was die Großmutter zu sagen hatte, als sie die jungen Leute am nächsten Morgen vor dem Verschlafen rettete, war: *Kinder, ihr müsst aufstehen, ihr habt gleich Fechten. Und den Quatsch mit dem Bettzeug auf dem Sofa könnt ihr euch wegen mir ruhig sparen.*

Die Schwangerschaft kam alles andere als gelegen. Meine zukünftigen Eltern waren mitten im Studium, hatten keine eigene Wohnung, hätten sich auch keine leisten können, und ihre Aussichten waren ziemlich ungewiss, um nur drei vernünftige Argumente gegen so frühen Nachwuchs aufzuzählen. Aber nach einigen halbherzigen Versuchen aus dem reichen Schatz häuslicher Selbsthilfemittel wie sehr heiße

Bäder, Rotwein mit Nelke und anschließenden Sprüngen vom Kleiderschrank war klar, die Frucht saß fest, das Zellklümpchen zeigte sich unbeeindruckt und teilte sich normgerecht weiter. Die junge Frau war kerngesund, und – Schauspielerin hin oder her – biologisch sprach nichts gegen die erfolgreiche Erfüllung der von der Natur für sie vorgesehenen Aufgaben. Der sich rapide verändernde Hormonstatus der Schwangeren zauberte auch schnell allerlei romantische Phantasien in ihren Kopf, sie sah sich als junge, unverheiratete Schauspielerin – denn meine Mutter wollte niemals heiraten – allein auf einem Floß, mit dem sie sich trotzig und mutig aus dem Hafen gutbürgerlicher Spießigkeit entfernte und aufs offene Meer der Freiheit trieb, auf ihren nackten Armen das illegitime Kind der Liebe. Es kam dann aber doch anders, und sie heiratete meinen Vater heimlich in Meissen.

Als meine Mutter mich zur Welt brachte, war sie gerade zwanzig geworden und mein Vater vierundzwanzig. Sie bewohnten eines von insgesamt drei Zimmern in einer Wohnung im Hochparterre in der Hähnel-Clauß-Straße 4. Das Haus stand im Dresdner Stadtteil Gruna und wurde von einer Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft, kurz AWG genannt, verwaltet. Diese hatte besagte Wohnung an die werktätige Genossin Hildegard Wähler vermietet. Für Hilde wiederum war es eine Selbstverständlichkeit, jede Nacht auf der Couch in der Küche zu schlafen, damit das junge Paar das Schlafzimmer für sich hatte. Auch das kleine Zimmer war belegt, dort wohnte Hildes Mutter Hedwig. Blieb noch das Wohnzimmer, aber weil Schauspielstudenten nun mal zu anderen Zeiten ins Bett gehen und wieder aufstehen mussten als eine Betriebszeitungsredakteurin, war für Hilde die Couch in der Küche gerade recht. Meine Mutter beschreibt

heute sowohl die Enge als auch den großen Spaß, den alle dort miteinander hatten.

Der für die Niederkunft errechnete Termin fiel mit dem Geburtstag meines Vaters zusammen, es sollte der 6. August 1964 sein. Ein kleiner, kariertes Koffer mit Waschzeug, Zahnbürste und einem geblühten Flatterhemd stand bereits gepackt und griffbereit im Flur. Insofern wunderte sich keiner der vier Bewohner, als die Wehen pünktlich in den frühen Morgenstunden des 6. August einsetzten. Gegen vier Uhr verließ mein Vater die schwiegermütterliche Wohnung und rannte zur Telefonzelle an der Ecke. Kurz darauf hielt ein Krankenwagen vorm Haus, halb auf dem Bürgersteig und so in Schräglage, dass der Fahrer die Tür insgesamt elfmal heftig zuschlagen musste, bis sie endlich hielt. Von dem Lärm wurden sämtliche Nachbarn wach und wussten nun ebenfalls, dass das freudige Ereignis unmittelbar bevorstand. Als der Krankenwagen davonfuhr, ging die Sonne auf. Ihre ersten Strahlen fielen durch das Küchenfenster in den Flur der so hastig verlassenen Wohnung, genau dorthin, wo griffbereit, gleich neben der Tür, noch immer ein kleiner, kariertes Koffer stand.

Das ursprünglich um die Jahrhundertwende im Pavillonstil erbaute Stadtkrankenhaus in der Johannstadt wurde, wie fast alles in Dresden, durch die Fliegerangriffe im Februar 1945 erheblich zerstört. Nach dem Krieg wurde es etwa bis zur Mitte der fünfziger Jahre schrittweise als Universitätsklinikum der Technischen Universität Dresden wiederaufgebaut und hieß offiziell Medizinische Akademie Carl Gustav Carus. Unter den Nationalsozialisten war es das Biologische Zentralkrankenhaus für das Deutsche Reich. Mit dem Deutschen Hygiene-Museum und der

dort ansässigen Staatsakademie für Rassen- und Gesundheitspflege sowie der Umbenennung des Johannstädter Krankenhauses in Rudolf-Heß-Krankenhaus bewarb sich Dresden um den Titel *Stadt der Volksgesundheit* und wurde Vorreiter für eine *Neue Deutsche Heilkunde*. Man erforschte und erprobte hier naturheilkundliche Methoden und betrieb erbbiologische und rassenhygienische Forschungen. Ein Name, über den man heute noch in Reformhäusern stolpert, gehört dem schwedischen Ernährungsforscher Ragnar Berg. Sie wissen schon, der mit den Mineralien und dem Säure-Basen-Haushalt. Der war damals auch hier und hat von 1934 bis 1945 ordentlich mitgeforscht. Leider ging es mit der sogenannten Deutschen Volksgesundheit in diesen Jahren rasant bergab, zum unermesslichen Leid von Millionen Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, Frauen und Kindern, Zivilisten wie Soldaten in allen Ländern, auf allen Seiten und an allen Fronten. Nein, wirksam kann sie nicht gewesen sein, die Neue Deutsche Heilkunde. Ganz unten in der Gosse dieses vollkommen kranken Dritten Reichs stapelten sich fünfundfünfzig Millionen Tote. Bis heute rattert in meinem Kopf ein rauchender Projektor los und wirft grauenhafte Bilder auf meine Netzhaut, wenn ich so alte Krankenhäuser betrete.

Und weil wir schon dabei sind, es ist mir ein Rätsel, wie ausgerechnet ein Teil meiner sächsischen Landsleute bei den letzten Wahlen dafür sorgen konnte, dass dort wieder Nazis in den Landtag einzogen. Wie keine andere Stadt der Welt ist Dresden für mich das Symbol für die gründliche Zerstörung von Schönheit und Kultur, die der deutsche Nationalsozialismus – neben vielem anderen – losgetreten hat.

Das verdanke ich vor allem den Geschichten, die ich während meiner Kindheit immer wieder von meiner Oma

Hilde erzählt bekam. Über die Schönheit und Eleganz ihrer Stadt, die Kultur und Kunst, die hier beheimatet waren, die sehr italienisch beeinflusste Architektur, die Dresden die Bezeichnung *Elbflorenz* einbrachte. Meine Oma hatte die nächtlichen Bombardements zwischen dem 13. und 15. Februar 1945 im Keller ihres damaligen Wohnhauses in der Rabenauer Straße überlebt, mit ihrem Mann Otto und ihren zwei Töchtern. Die kleinere von beiden – meine Mutter – war knapp ein Jahr alt und schlief in ihrem Kinderwagen, bedeckt von einem feuchten Tuch, das den durch die andauernden, heftigen Erschütterungen des Mauerwerks überall herabfallenden Staub fernhalten sollte. Durch die zunächst abgeworfenen, von meiner Oma so genannten *Christbäume*, die für die bald anfliegenden Bomber das Ziel markieren sollten, war die Stadt taghell. Froh waren sie über jedes Heulen einer fallenden Bombe, das sie hören konnten, denn es bedeutete, dass sie woanders einschlagen würde. Es hieß, die Bombe, die einen selbst trifft, könne man nicht fallen hören, denn sie käme genau von oben, und ihr Schall breite sich seitlich aus. Was meine Oma über den Anblick erzählte, der sich ihr bot, als sie den Keller verließ, deckte sich mit allem, was Kurt Vonnegut später in seinem Roman *Schlachthof 5* beschrieb, weswegen mich das Buch wahrscheinlich so beeindruckte.

Falls Sie sich für Betrachtungen dieser Art gerade gar nicht interessieren, geht es Ihnen wahrscheinlich genauso wie meiner Mutter damals. Sie lag seit dem Vormittag erwartungsvoll und verunsichert in knisternder weißer Klinikbettwäsche und ertrug ihre Wehen, ohne dass es zu nennenswerten Fortschritten kam. Die junge, schmale Frau, die in absehbarer Zeit meine Mutter sein würde, schaute